Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 12 (1918)
Heft: 12

Artikel: Ein Weihnachtsritt in der Steppe Südrusslands
Autor: Keller, S.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-922757

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Unterhaltung

Ein Weihnachtsritt in der Steppe Südrußlands.

Von Pastor S. Keller
(bekannt unter dem Schriftstellernamen Ernst Schrill).

„Aber, liebes Herz, es ist doch heute Weihnachten! Wie kannst du da wegfahren?“ klagte die Frau des Pastors S. Keller.

„Es ist ein schwerkranker Musterwirt in der nächsten Judenkolonie, der nach mir geschickt hat. Ich muß fahren. Uebrigens beruhige dich, du sollst den ersten Weihnachtsabend in der Steppe nicht allein bleiben, ich komme heim.“

Gleich darauf saß ich im Kolonistenwagen mit Federsitz und fuhr hinaus in die naßkalte häßliche Steppe.[1] Das soll Weihnachten sein!

Hier in Südrußlands Steppe wechseln ein paar Frosttage mit Regenwetter oder Glatteis. Grundlos ist der schwarze Boden erweicht und aller Verkehr stockt. Die Weihnachtspost aus der entfernten Kreisstadt ist noch immer nicht eingetroffen, obschon der Bote drei Tage lang fort ist — und mein Weibchen wartet doch so sehnlich auf ein angekündetes Weihnachtspaket aus Esthland von den Verwandten! Schwer war's schon, eine Art Weihnachtsbaum in Gestalt eines kleinen Wachholderbäumchens aufzutreiben, welches mit Lichtern und Schmuck zuzurichten ihr heute allein überlassen bleibt, weil ich zum Kranken fahre. Wie schwer trug sie wohl heute, wo die Erinnerungen an die traute Heimat und die fernen Lieben besonders stark kommen mußten, an der Einsamkeit der unwirtlichen[2] Steppe. Hatte ich auch nicht den Weihnachtsgottesdienst in dem Pfarrdorf zu halten, heim mußte ich heute doch! Denn den ersten Weihnachtsabend in der Ehe darf ich mein armes Frauchen doch nicht allein lassen. Jetzt ist zwölf Uhr mittags: fünfzehn Werst[3] ist das Judendorf entfernt, wohin ich mußte, also konnte ich bequem bis fünf Uhr zum Weihnachtsgottesdienst zurück sein.

„Vorwärts,“ mahnte mein Fuhrmann seine Braunen und bekräftigte seine Mahnung mit einem schlagenden Beweis: wieder und wieder fielen schwere Hiebe auf die Pferde. Sie zogen wacker, aber es ging doch entsetzlich langsam vorwärts, schier zu langsam für meine Ungeduld.

[1] Steppe = flaches dürres Land, Wüste.
[2] unwirtlich = unfruchtbar.
[3] Werst = russische Meile.

In jeder Vertiefung der flachen Steppe lief Wasser zusammen vom Tauwetter, und in den Rinnsalen, wo Regen- und Frühlingsfluten abfließen, strömte rauschend ein Wässerlein. So weit das Auge reichte, lag die schwarze Steppe heute so tot und stumm da, daß man wirklich mit meiner Frau behaupten konnte: „Ach was, die Steppe ist ja gar keine Gegend!“

Hier und da nickten halb erfrorene Gräser oder Disteln im Winde und dort am Horizont flog schwerfällig eine fette Trappe[1] — das war das ganze Leben. Kein Wagen, kein Reiter, kein Baum, kein Strauch, kein Haus — nichts zu sehen.

Doch — endlich! — Dort hebt sich etwas über den Horizont: es ist die schiefe, rundliche Kuppel der Judensynagoge des Dorfes, wohin wir wollen.

An den zerfallenen Hütten Sems, in denen hier und da Japhet wohnte, ging's vorüber bis dahin, wo hinter ordentlichen Zäunen und netten Obst- und Blumengärten die Musterwirte lebten. Vor einem stattlichen Gebäude hielt mein Wagen und ich sprang ab. Als ich nach der Uhr sah, war es schon zwei Uhr. So lange hatte die Fahrt gedauert! Wie ich aber ins Zimmer kam, vergaß ich meine Ungeduld und Eile.

Dort im weichen Himmelbeet saß — von Kissen gestützt, ein hohläugiger Sterbender und streckte, als er mich sah, beide Arme nach mir aus, während ihm die Tränen rannen:

„Gott sei Dank! Gott lohn's, daß Sie gekommen sind, Herr Pastor! Ich habe so schrecklich eng, — ich habe auf Sie gewartet.“

Bald saß ich am Bett, seine Hände in den meinen, und hörte Beichte, eine Beichte, wie sie so ungeschminkt und deutlich nur an der Grenze der andern Welt den Leuten über die Lippen will. Ich hörte, wie der arme Mann beängstigende Träume gehabt, wo es immer wieder hieß, decke auf, decke auf dein Leben! Hier gilt's nichts mehr zuzudecken, nichts sich selbst vorzulügen, hier muß mal reine Sache gemacht werden, sonst gehst du verloren!

Und als er sich müde gesprochen und satt geweint, sagte ich ihm, daß heute Weihnachten sei und er selbst zum Weihnachtsfrieden kommen könnte.

Wie durstiges Land Segen und Erquickung spendenden Regen aufsaugt, nahm mir mein sterbender Hörer das Wort von den Lippen.

[1] Trappe = eine Stelzvogel-Art.

Nach dem Abendmahl lag der Sterbende sanft lächelnd da und sagte mir mit Händedruck und Blick und Wort, daß er jetzt Frieden habe, und wenn's auch zum Sterben gehe; denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit.

Als ich jetzt nach der Uhr sah, war es gleich drei Uhr.

„Liebe Leute, gebt mir schnell Pferde, ich muß heim!"

„Hier ist im Nebenzimmer noch ein krankes Kind, das Sie taufen sollen," begann einer der Männer, „und dann, Herr Pastor, wird's schon zu spät, um heimzufahren. Um vier Uhr dunkelt es bereits und wir haben im Dorf kein Paar so guter Fahrpferde, wie die waren, mit denen Sie kamen, und der Weg ist schlechter geworden als er war, und man kann sich leicht verirren. Bleiben Sie hier über Nacht."

„Unmöglich, ich muß heim!" rief ich in bestimmtem Tone.

„Es wird nicht gehen," war die verlegene, schüchterne Antwort der Leute.

Aber ich muß ja heim! Der schöne Weihnachtsgottesdienst mit zweihundert strahlenden Kindergesichtern beim Lichterbaum — und mein armes junges Weib, das daheim ängstlich nach der Uhr und nach der kommenden Dunkelheit ausschaut! Ich muß heim!

„Leute! habt Ihr nicht ein tüchtiges Pferd, auf dem sich reiten ließe?"

„Reiten? Ein Pastor kann doch nicht reiten?" lachten alle, „so was ist hier unerhört!"

„Einerlei! Es muß einmal zum erstenmal sein! Schnell, satteln Sie mir Ihr bestes Pferd, derweil taufe ich dort das Kindlein, trinke eine Tasse Kaffee und reite dann heim. Das Pferd wird mit meinen Pferden in meinem Stall versorgt werden, bis Ihr es in den nächsten Tagen holt."

Alles Einreden half nichts und achselzuckend über den „tollen Pastor" ging man das Pferd satteln.

Es war drei Uhr vorüber, als ich aufstieg; den Talar band man vor mir auf dem Sattel fest, weil ich ihn im Gottesdienst brauchen würde, während die Abendmahlsgeräte da blieben, bis man das Pferd holen würde. Mein Tier war ein starker, schwarzer Hengst, der jetzt in arbeitsstiller Zeit vielleicht schon drei Wochen nicht aus dem Stall gekommen war. Wie ich festsaß, man die Zügel freigab und rings die Hunde ihn bellend umsprangen, bäumte er sich hoch auf und setzte sich dann mit gewaltigen wilden Sprüngen in rasenden Lauf.

Hinter mir schrie noch jemand, — ich aber hörte nichts mehr, hatte ich doch alle Kraft aufzubieten, um Herr zu bleiben, und was hätten die Leute gesagt, wenn der Pastor jetzt noch herabgefallen wäre! Der Weg war schwer und ich wußte, daß der Hengst bald von selbst nachgeben würde — so ließ ich ihn denn dahinrasen, wie er wollte. Vor dem Dorf draußen, wo er plötzlich stehen bleiben und sich bäumen wollte, trieb ich ihn aufs neue an und sprengte, so lang es noch hell war, mit verhängten Zügeln dahin. Jetzt wurde aber der Weg weicher, weil er die alte feste Steppenwiese verließ und durch Ackerfelder ging, und mein schaumbedeckter Gaul mußte prustend und schnaufend Schritt gehen. Und das fiel ihm sogar schwer, denn hier sank er bei jedem Tritt bis an die Fessel (Fußgelenk) ein.

Das ist Weihnachtsabend! Schon senkt sich die Dämmerung, die uns Kindern mit festlichem, geheimnisreichem Schauer des Weihnachtsengels weiter Fittich schien, nieder auf die Steppe und ich bin noch fern vom Ziel, allein, soweit das spähende Auge reicht, auf dampfendem, keuchendem Roß! Wenn das aber meine Herren Amtsbrüder sehen würden, mit denen ich in Petersburg so manches schöne gesegnete Stündchen verbracht! Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Das ist des Steppenpastors Weihnachtsabend!

„Vorwärts, Rapp'! Was bleibst du da stehen und spitzest das Ohr?" Es ist doch nichts zu sehen? Wölfe gibt's hier kaum zu fürchten.

Ueber die Hälfte des Weges muß jetzt schon hinter mir sein, aber es dunkelt auch heftiger: nur etwa zwei bis drei Faden ist der Weg zu sehen. Eben geht's steil bergab. Unten rauscht das Wässerlein, durch das wir heute Mittag fuhren. Nur nicht ängstlich, mein braves Tier, es ist nicht tief, kaum bis an die Knie!

Nein, er will nicht. Er dreht sich ab — ich reiße ihn herum; er möchte sich bäumen, aber er ist schon zu müde. Alles Antreiben ist umsonst — eine Peitsche vergaß ich mitzunehmen — und ohne Knute, scheint es, kommt man in Rußlands Steppe nicht weit! Ich klopfe ihm den triefenden Hals, ich schlage ihm die Flanken mit den Schenkeln, ich rucke an den Zügeln, ich bringe mit Zunge und Lippen alle möglichen Töne hervor — alles umsonst! aber ich kann doch jetzt nicht umkehren oder hier bleiben!

Es hilft nichts, ich springe ab, fasse die Zügel dicht am Gebiß und schreite hinein ins eiskalte Wasser, um ihn mir nachzuziehen. Jetzt ist er

mit der Arbeitsteilung einverstanden und folgt bedächtig! Auf der andern Seite schwinge ich mich schaudernd vor Kälte hinauf und sprenge weiter, bald Galopp, bald Trab, bald Schritt.

Wenn ich nur den Weg nicht verfehle, denn sehen kann ich außer dem Kopf des Rosses buchstäblich nichts: es ist, als läge einem ein schwarzwollenes Tuch auf den Augen, und von dem angestrengten Sehen, womit man die Finsternis vor sich ergründen möchte, tun einem die Augen weh. Wenn ich um ein weniges vom Wege abirre, kann ich zehn Faden vom Dorf vorüberreiten und die Nacht in der Steppe zubringen. Das erste Weihnachtsfest in der Ehe, in der Ferne, in der Steppe. Kalte, unwirtliche Ferne, böse, öde Steppe, und allein, allein!

Vorwärts Rapp'! Was denkst du? Vorwärts doch!

Ein Zündhölzchen flammt auf; ich beuge mich herab und fahre zusammen: unter meines Pferdes Hufen ist kein schwarzer Weg, sondern das abgestorbene Gras der Weidesteppe. Also verirrt! Was tun?

Ich halte still und der Rapp' hebt den Kopf und so spähen wir beide ein paar Sekunden lang hinaus in die schwarze Nacht.

Da — was ist das? Vielleicht hundert Faden rechts von mir klingt deutlich Glockenton! Weit und breit gibt's keine andere Kirche als unsere, das muß unsere Glocke sein. Richtig, es ist die kleinere, ich hör's am höheren, scharfen Klang.

Herum Rapp'! und vorwärts!

Eine Viertelstunde später stand ich im hellerleuchteten Gotteshause, das bis auf den letzten Platz besetzt war, — und erzählte den Kindern, klein und groß, alt und jung, von der Weihnachtsglocken Macht! Was diese Weihnachtsglocke für Klang hat an dem Sterbebette, von dem ich kam, wie sie mich zurechtgewiesen in der Steppennacht und wie sie hineinklingen muß in jede Verirrung, in jede Nacht, in jedes Leid!

Abends aber, als die beschenkten Schulkinder alle glücklich weggezogen waren, die frostigen Händchen über ihren Päckchen und Schächtelchen gefaltet und diese so auf der Brust festgehalten, saß ich mit meinem Weib am kleinen Wachholderbäumchen, unter dem das noch ungeöffnete, auch erst abends eingetroffene Paket aus der Heimat lag, und feierten glücklich unser erstes Weihnachtsfest in der Fremde und sprachen von dem Weihnachtsritt in der Steppe!

Zur Belehrung

Geld und Arbeit. (Schluß.)

IV. Woher hat das Geld denn seine große Macht, und warum sollte es sie nicht haben?

Da könnte ich eigentlich aus einem Buche über Wirtschaftslehre einige Sätze abschreiben. Aber das würde nichts nützen; es wäre unverständlich und wir kämen nicht zur Antwort auf meine erste Frage. Wir müssen uns das Geld noch etwas näher ansehen und bald werden wir die Antwort finden.

Wir haben früher gesehen, daß das Geld unbedingt nötig ist, sobald nicht jedermann sich seine Lebensmittel (dazu gehören nicht nur die Nahrungsmittel, sondern auch die Wohnung, die Möbel, die Kleider) selbst herstellen kann. Der Bureaubeamte kann von seinen geschriebenen Seiten, Briefen und Rechnungen ebensowenig leben, wie der Schustergeselle von den Sohlen, die er verfertigt hat. Der Lokomotivführer und der Kondukteur können von ihrem Herumfahren und Kontrollieren der Maschine und der Billets ebensowenig leben, wie der Fabrikant von seinem Schuppen voll Seidenbänder. Alle müssen für ihre Arbeitserfolge etwas haben, womit sie leben können. Sie sollten also für ihre Arbeit Lebensmittel erhalten. Aber was für einen Haufen müßte da nach und nach jeder aufspeichern? Große Mengen würden so zugrunde gehen. Und übrigens: Woher sollte der Fabrikarbeiter Lebensmittel nehmen, um z. B. sein Velo einzutauschen? Nein, nein! Die größte Zahl der Menschen tauscht ihre Arbeitskraft gegen Geld aus und das Geld dann gegen Lebensmittel. Das Geld muß einfach da sein. Darum streben alle Menschen nach Geld.

Weil das Geld aber für den Pfarrer wie für den Lehrer, für den Arzt wie für den Beamten, für den Fabrikarbeiter wie für den Offizier ein Tauschmittel sein muß, so müssen alle das gleiche Geld haben. Es kann nicht jeder sein Geld haben. Der Staat muß das Geld herstellen und das Gesetz muß sagen, welches Geld gebraucht werden soll und wie es gebraucht werden dürfe. Das ist das Geldmonopol* des Staates!

---

* Monopol = Alleinverkauf, Alleinhandel.